

DIE MORGENRÖTE

MONATSSCHRIFT
ZUR SAMMLUNG DER ZUKUNFTGLAUBIGEN

SCHRIFTFLEITER: RICHARD DREWS

NUMMER 1

JULI 1924

Aus dem Inhalt dieses Heftes.

Kurt Piper: Gedicht. Richard Drews: Entscheidung. Melanchton:
Zu einem Wort Dostojewskis. Erwin Meurer: Rhythmus des
neuen Europa. Hartmut Piper: Im Schatten der Titanen.
Melanchton: Menschheitsdämmerung? Norbert Blei: Zwischen
östlicher und westlicher Welt. Erwin Meurer: Volk am Abgrund.
Richard Drews: Gedicht. Norbert Blei: Mord am Menschen.
Alfred Heuer: Zukunftsaufgaben unserer Baukunst und unseres
Kunstgewerbes. W. H. Giese: Zur Jugendbewegung. Rudolf Kleist:
Jakob Wassermann. Erwin Meurer: Der Untergang der Bühne.
Zum Thema Goethe. Das Deutsche Antlitz: I. Hölderlin oder
die Wiedergeburt der Antike aus deutschem Geist.
Bücherbesprechungen. Der Kakteenzüchter.

Bezugspreis:

Einzelheft Mk. 0.60. Vierteljährlich Mk. 1.50.

Jährlich Mk. 5.50.

VERLAG ALBERT MODROW, ELMSHORN BEI HAMBURG

DIE MORGENRÖTE

ZEITSCHRIFT ZUR SAMMLUNG DER ZUKUNFTGLAUBIGEN

HERAUSGEBER: RICHARD MODROW, ELSHORN

SCHRIFTFLEITER: RICHARD DREWS, BAD NAUHEIM

NUMMER 1

JULI

JAHRGANG 1924

Kurt Piper : Gedicht

Denn hinter jedem Schein steht ein Gewisses;
Es ist mein Amt, den Weg dahin zu bahnen
Durchs wirre, tagverwölkende Getriebe,
Durch diese Welt des unheilbaren Risses
Zum Unauflöslich-Ganzen, das wir ahnen
Und keinen Ekel kennt die große Liebe,
Die mit dem Zeugenden, dem Schmerz geschlossen
Den Elternbund in jener Ursprungsfrühe,
Die jede Sehnsucht warf ins kurze Leben,
Und es im Feuerbade umgegossen,
Darin es sich in Krämpfen lauter glühe,
Um sich der Gottheit neu ans Herz zu heben.
Und heut wie nie, in reinigenden Flammen
Steht alle Welt, sich läuternd zu entdecken,
Und seinem Urquell wieder zuzureifen.
Schlägt über ihrem Haupt die Glut zusammen,
Ein dunkler Tröster wirkt auch unter Schrecken,
Und wer nicht blind, kann ihn schon hier ergreifen.
Vom Auge nahm auch mir der Schmerz die Binde;
In ihm ließ sich der Tröster auf mich nieder,
Durch mich in alles Leben einzustrahlen.
Die Zeugenschaft gebär sich schon im Kinde
Und treibt ins Herz den Stachel immer wieder
Bis in den Blutsquell seiner Schöpferqualen.
Wenn längst mein Name in den Sturm gestoben,
Ein Stäubchen zu Milliarden anderer Leichen,
Wird frei die Stimme, die durch mich gesprochen.
Ob hier im Leben, drüben oder droben,
Was kümmerts mich? Gott lässt sich nicht erschleichen,
Der dieses Lebensbrot mit mir gebrochen.

Aus dem Zyklus: Missa Solemnis

Richard Drews: Entscheidung

Die durchlaufene Spanne drängt die heraufkommende Generation zu Rechenschaft und Entscheidung. Wir Jungen zwischen 20 und 30 empfinden alle Zwiespalte heftiger und schicksalvoller, alle Gespanntheiten mit schärferen Sinnen, alle Probleme tiefer und schmerzender. Ist schon die Wende vom Jüngling zum Manne voll tieffurchender Heftigkeit, wieviel mehr für eine Jugend, die auf einem Kraterrand voll Verworrenheiten und Gärungen aufwuchs. Ich weiss mich der Sprecher einer ganzen aufknospenden Jugend, wenn ich von der Entscheidung rede, die uns bedrängt, von Zugespitztheit und Überschwang, von Verzicht und Wollen. Alles sucht uns heim: menschlich-persönliche Krisis, völkische Krisis, kulturelle Krisis. Alles will von uns zuerst die Lösung, weil wir um die Lösung besorgt sind.

Wir erlebten das Absterben einer alten Welt, das Verlöschen einer Spanne, die voll war von Dingen, die uns heute innerlich nicht mehr berühren können. Wir wuchsen aus einer hohlen und verlogenen Zeit hinein in eine Zeit voll sündiger Verstricktheit, voll Nervengiftes und Sensationsgier. Eine innerlich morsche und tote Kultur wurde zu Grabe getragen. Haben wir Besseres eingetauscht?

Ja und nein. Nie hat ein Geschlecht in so kurzer Spanne, wie sie uns von 1914 trennt, so Aufwühlendes und Schmerzlich-es erlebt wie das unsere. Keins hat so schnelle und qualvolle, fast visionäre Ereignisse sich abspielen sehen. Und diese Spanne fiel für uns zusammen mit dem erwachenden Trieb zur Gestaltung, der der geschlechtlichen Reife folgt und seine erste Auswirkung ist. Kein Wunder daher, dass wir von einer nie dagewesenen Frühreife sind, dass es die Besten, die Verantwortlichen unter uns zu Märtyrium und Erlöserschaft drängt. Unsere schmalen Nacken, unsere noch nicht ausgewachsenen Schultern sollen das Erbe von unseligen Geschlechterfolgen tragen, die alles versäumten, was dem Menschen, der Seele, dem Aufbau diene, hätte dienen können.

Uns drängt es zur Gestaltung. Aber wo angreifen? Wo zuerst Hand anlegen? Die Urwelt ist wieder hereingebrochen in unsere entsetzlich verfeinerte Sachwelt. Doch hat die Seele nicht Schritt halten können mit dem Tempo der äusseren Entwicklung. Ein entsetzlicher Riss zwischen Werk und dem Menschen dahinter klafft auf. Unsere Schöpfungen sind kalte Machwerke voller Berechnung und Verstandesanteil.

Aber Urstimmen, primitive und einfältige Sehnsüchte zu früheren und würdigeren Seelenzustand sind wieder fühlbar geworden. Schöpfungs-

keine sind ausgestreut und taumeln durch unser Blut voll süßer Verlockung und Sehnsucht nach Gestaltung. Das Chaos lässt sich nicht länger verheimlichen trotz aller äusserlichen Kulissen.

Seien wir uns grausam klar über die Tragweite alles menschlichen Handelns in einem solchen Moment: Von einem falschen Griff kann ein ganzes Schicksal abhängen.)

Und doch wäre alles Tun vergebens und ohne rechte Bedeutung, würde es nicht zuerst und mit heftigem Gestaltungsdrang an das Nötigste gewendet: den Menschen. Hier ist der Stoff, der nach unserer Bewältigung schreit: nach zweitausend Jahren verfeinerter Menschheitsgeschichte genau so armselig, nackt und ausdruckslos wie ehemals; immer noch ohne festen Umriss, ohne Gesicht und Seele, immer noch hin- und hergeworfen zwischen dem Unmass seines Wollens und der Ohnmacht seines Könnens, zappelnd vor Anstrengung nach Besserung, ängstlich, verlegen und klein; trotz allen Aufwands immer noch das Bedürftigste und Mitleiderregendste: Der Mensch, Ecce homo!

Denn beschämend ist sein Zuwachs an Innerlichkeit und Seele, umstritten überhaupt, ob Zuwachs da ist oder Einbusse. Man erkennt ihn noch am ehesten in den Symbolen die er sich geschaffen: Grossartigen Bildern seiner Wirksamkeit, Religionen, Künsten, Erfindungen. Aber wir suchen den Menschen dahinter und — finden ihn nicht. Uns fröstelt bei dem Gedanken, nur die Gerüste seiner Tätigkeit könnten ihn überleben. Diese menschliche Belanglosigkeit, dieser beschämende Mangel an Seele, sind uns grausam klar. Es wird unseres ganzen Gestaltungswillens bedürfen, das Antlitz des Menschen schön und stolz herauszumeisseln, dass es seiner Schöpfungen endlich, endlich würdig werde. Entscheiden wir uns heute. Sagen wir unerbittliche Fehde an allen Kräften, die uns hemmen wollen durch Naturanlage oder böse Absicht. Den Kümmerlingen und Kleinlichen gilt unser Mitleid, den böswilligen Verkleinern unsere Feindschaft, den Verächtern des Menschen unsere Verachtung. Hier scheiden sich die Geister.

Aber der Riss klafft weiter: er geht quer durch unser Volkstum. Wir brauchen endlich in letzter Stunde klare Entschiedenheit und Stellungnahme, glühende Anteilnahme an unserm geprüften und todsiechen Volk. Wer hier, über alles Trennende hinweg, nicht den Mut der Entscheidung zum Bindenden findet, ist ein Geopferter und wird unter die Räder kommen. Es gilt, die Lauen und Trägen im Lande wachzurütteln, den Verschlafenen es in ihr Gesicht, den böswilligen Undeutschlingen es in die Blässe ihres Gesichts und in das Weisse ihrer Augen zu sagen, dass sie erbärmliche und selbstverliebte Schurken sind, ohne Lebenssaft und

Quellkraft, wenn die Adern ihres Volkes springen. Und die Stränge könnten reissen: wenn jetzt nicht der Ruf zur Bindung und vollklicher Einheit durch die Lande ginge. Wir wollen die grossen schöpferischen Kräfte dieses unausschöpfbaren Landes aufrufen, das mehr ist als ein geographischer Begriff. Deutschland: das ist die gewaltige Aufforderung zu Tat und Wirkenmüssen, die dröhnende Fuge, deren Klang in Menschheitsfuge und kosmische Musik einst schön und frei hineinmünden wird.

Und erst dann, wenn Du und ich Menschen geworden sind und vorbildliche Deutsche, ohne Engstirnigkeit, aber mit Verantwortung, dann erst können wir uns an die Schöpfung einer neuen kulturellen Mitte machen, dann erst können wir daran denken, den Riss zu heilen, der durch unsere abendländische Welt hindurchgeht, können eine neue glühende Welt erbauen, einen Schöpfungsmittelpunkt, eine kultische Opferstätte. Dann erst kann die Erneuerung einer entseelten Kulturwelt geschehen. Oder wollen wir voreiligen Propheten glauben, die sagen, dass wir eingehen in die Abendschauer abendländischer Entwicklung? Wollen wir unsere Kräfte entnerven lassen? Es drängt zur Entscheidung!

Melanchton: Zu einem Wort Dostojewskis

Die niederen, schnellen Ideen werden ungewöhnlich schnell verstanden, und sicherlich gleich vom grossen Haufen, sicherlich gleich von der ganzen Gasse: nicht genug damit, sie werden für die höchsten und genialsten gehalten, aber nur für den Tag ihres ersten Auftretens. Was billig ist, hält nicht lange. Wenn man etwas schnell versteht, so ist das ein Zeichen, dass das Verstandene nichts faugt.

Dostojewsky.

Diese Worte, die Dostojewski dem Helden seines Romans „Ein Werdender“ in den Mund legt, sind eine entschiedene Absage an die kleinen Ideen, die den Markt beherrschen, die ihren Urhebern die Gunst der Massen erobern. Sie sind zugleich ein Bekenntnis zu den grossen Ideen, von deren Durchdringen allein die entscheidende Gestaltung der Menschheit abhängt, zu den Ideen, die nicht von den Vielen verstanden werden, die aber sozusagen die Geheimsprache und das stillschweigende Übereinkommen der wenigen erlesenen Geister sind. Je mehr eine Idee das Siegel des Genialen und Endgültigen, je mehr sie den Stempel innerer Lauterkeit trägt, je mehr ist sie dem Missverständnis, der Eifersucht, ja, dem offenen Hass ausgesetzt. Daher kommt es, dass die Grössten einer Zeit auch zugleich die Unpopulärsten sind.

Dagegen was an Schlagworten (der typischen Verbrämung einer kleinen Idee) und marktschreierischen Aufdringlichkeiten in die Massen hineingeworfen wird, ist begehrtes und dankbar begrüsstes Gut. Sobald

sich jemand an Allgemeingefühle und Masseninstinkte wendet, hat er begründete Aussicht, für einen Propheten zu gelten und vom Mob (der als Bildungsbegriff genommen viel weitere Schichten umfasst denn als sozialer) in den Adelsstand erhoben zu werden. Das ist auf allen Gebieten dasselbe, sei es Politik, Kunst oder Wissenschaft. Die verführerische Aufmachung leicht eingehender Schlagworte, ihr Appell an oberflächliche und gutgläubige Gemüter, verbunden mit einer gewissen demagogischen Verhetzung gegen die Verfechter des wirklich Wertvollen, sichern ihr den Beifall und Ruhm der Mitwelt. Immer ist der Menge die Illusion lieber als die Wahrheit, Oberfläche reizvoller als Tiefe, leichte Begreiflichkeit angenehmer als schwere Eindringlichkeit, äusseres Schillern willkommener als inneres Leuchten. Dazu kommt, dass kleinere Ideen nicht mit dem vollen Einsatz der Persönlichkeit, sondern um geringeren Preis zu haben sind. Zudem ist die Menge bei aller Unruhe in der Gestaltung der äusseren Dinge und bei ihrer Neigung zu höchst oberflächlichen Revolutionen, ein abgeschworener Feind der Umwälzung im Geistigen und der aufrührerischen Tendenzen, die die Verbreitung oder auch nur Anerkennung einer Idee notwendig mit sich bringen muss.

Alle grossen Revolutionen gingen bisher mehr und überwiegend auf das Sprengen gesellschaftlicher Fesseln, politischer Bindungen oder wirtschaftlicher Ketten. Der Anteil des Geistigen war im Verhältnis zu dem veraneten Aufwand erschreckend gering. Ein Musterbeispiel dieser Art war auch die deutsche Revolution, die von einem geistvollen Zeitgenossen direkt als Lohnbewegung bezeichnet wird, was vielleicht reichlich zynisch klingt, aber ihrem Wesen ungeheuer nahe kommt.

Alle grossen Ideen mussten von ihren Urhebern gegen das Widerstreben der Masse, gegen kleinliches Vorurteil und träges Beharren durchgefochten werden. Ja, gerade der Kampf gegen die Trägheit und Dummheit, gegen Lüge und Verhetzung der Masse, lieh ihnen ihre federnde Kraft. Am Widersätzlichen entzündet sich erst das wahrhaft Geniale. So erhalten alle grossen Geisteserrungenschaften den Charakter des zuerst Verfehmten, dann widerwillig Getragenen und schliesslich Aufgezwungenen. Die Gewöhnung ist der schlimmste Feind der Bildung und Erkenntnis, sie untergräbt die Erdschicht in der das Wertvolle wurzelt. Daher scheint jede grosse Idee zunächst ein Feind des Fortschritts (weil sie — o Ironie — ein Feind des Bestehenden ist). Sie öffnet unerbittliche Abgründe und erzeugt Chaos. Chaos aber ist trüchtig. Aus Chaos und Erkenntnis seiner Überwindung zeugt sich der neue Geist. Sein Gang lässt sich nicht aufhalten, denn er hat Gewalt über alle Menschen.

Erwin Meurer: Rhythmus des neuen Europa

In einer der matten Wirklichkeit weit vorausseilenden Sehergabe mag Gerrit Engelke, der im Weltkriege Dahingeraffte, seinem einzigen Gedichtbände diesen Titel gegeben haben. In seinen Versen zwar ist dieser neue Rhythmus, der Rhythmus eines erneuerten Menschturns und einer beseelteren Welt schon zu spüren: aber die Realität, mit der wir noch immer zu rechnen haben, muss demgegenüber grausam enttäuschen.

Europa hat heute weniger Rhythmus denn je. Was heisst überhaupt das viel missbrauchte Wort Rhythmus in diesem Zusammenhange?

Der Rhythmus Europas, einstweilen weniger vorhanden denn je, das wäre sein Pulsschlag, sein Herztakt, die Gemeinsamkeit einer grossen Idee, eines grossartigen Erlebniszustandes und Lebensgefühls. Rhythmus erwächst aus dem Boden einer Gesamtkultur, die hier und da in Knotenpunkten wie in Kraftzentren gespeichert liegt, die aber von hier aus gleichmässig, wenn auch dünner, über eine Kulturwelt ausgebreitet ist. Gotik, Renaissance, Barock, Klassik, selbst noch Romantik, sind solche mächtigen Ausgeburten gehobenen Seelenzustandes und erhöhter Schöpferkraft.

Soll Leben stark und von innen her gespeist sein, muss es sich lagern um einen glühenden Kern, eine Idee und Vorstellungswelt, um einen Schöpfungsmittelpunkt. Dieser Mittelpunkt, um den die Atome sich lagern, ist gegeben in der Gemeinsamkeit eines religiösen Erlebnisses. Denn alle Kultur ist zweitrangigen Charakters, ist erst Ausfluss und Folge eines religiösen noch nicht zum Dogma erstarrten Erlebnissesgutes. Im Anfang ist der Mythos, der seelische Untergrund, der religiöse Mutterboden, aus dem sich die Traumgestalten einer vorgedeuteten Wirklichkeit langsam los lösen und immer festeren Umriss annehmen. In dem Blosslegen solcher symbolhaften Gestalten zeigt eine Kulturseele ihre Weite und Tiefe, den Umfang ihrer Meisterschaft. Je gewaltiger diese mythenhaften Frühgeburten sich schliesslich herauschälen, je grösser ist der Umfang einer Kulturseele, der ihre Bemeisterung gelingt. Allmählich büssen die Mythen die Traumhaftigkeit ihres Entstehens ein, schrumpfen zusammen und machen einer mehr vom Willen her geschaffenen Bildungswelt Platz. Da diese Bewegung jedoch nicht durchweg organisch geschieht und zeitlich nicht immer rein zu scheiden ist, so tritt eine gewisse Überlagerung der einzelnen Kultur- und Bildungsschichten ein, die das Bild einer Kultur erweitern und verändern. Schliesslich jedoch werden alle Schöpfungen nur noch vom Intellekt her gespeist: der Zusammenhang mit dem ursprünglichen Kulturboden ist zerrissen, die Tradition zerstört.

In diesem Zustand befindet sich heute die europäische Kultur. Es ist das gefährlichste Stadium einer Kultur, in dem sie am leichtesten zum Opfer fallen kann. Dennoch wäre die einseitige Untergangsprophetie eine voreilige und unverantwortliche Handlung.

Es kommt alles auf das Erkennen der Lage an. Erkenntnis des Augenblicks schafft die richtigen Abwehrmittel. Es geht ein Sehnen nach neuem glühenden Lebensinhalt, eine Welle von Vertiefung und neuer Innenschau durch die abendländische Welt, die die ersten Bedingungen und Vorzeichen auf dem Wege zu einer neuen Gesamtkultur sind. Eine wirklich morsche Kulturwelt, eine brüchige Seele kennt diese Sehnsucht nicht; eben ihr Vorhandensein, wenn auch nur bei den Wenigen, aber den Entscheidenden, beweist uns, dass aus Chaos einst neue Form geboren wird.

Hartmut Piper: Im Schatten der Titanen

Anziehung und Abstossung, Liebe und Hass, Kampf und Eintracht sind die Pole, zwischen denen sich alles Sein und Geschehen bewegt. Bald tritt die eine, bald die andere Seite mehr hervor, ohne je ausschliesslich zu herrschen. Auch der Kampf ums Dasein rastet nie, sondern herrscht bald offener, brutaler, bald versteckter, schleichender überall, auch im Liebesleben als Begattungskampf und Eifersucht, im Familienfrieden als geschwisterliche Rivalität, kindlicher Ungehorsam und elterliche Despotie, im stillen Pflanzenreich als Ringen um Nahrung, Licht und Luft, sowie in der anorganischen Welt als wechselseitige Zermalmung und Zersetzung.

Mit zunehmendem Alter werden die Organisationen durch ständige Auslese, Anpassung und Eingliederung immer grösser, stärker und komplizierter, feiner abgeschliffen und fester verwachsen, anpassungs- und widerstandsfähiger, zweckmässiger und vollkommener, also den jüngeren, schwächeren und unvollkommeneren Konkurrenten im Daseinskampf überlegen. Auf einem alten Ährenfeld kann daher keine junge Saat gedeihen; erst wenn die reife Frucht hingemäht und hingemordet ist, wächst eine neue Saat heran. Ebenso lichtet die Forstwirtschaft planmässig den alten Baumbestand, damit in seinem Schatten der Nachwuchs nicht erstickt.

Je feiner, verschlungener und exakter aber die Teile oder Organe ineinandergreifen, desto schwerer können sie ohne Zerstörung des ganzen Organismus herausgenommen, ersetzt und erneuert werden. Auch im Innern wird daher jede Verjüngung und Erneuerung immer

mehr erschwert und vereitelt. Dadurch geht die Festigung allmählich in Erstarrung und diese in Zersetzung, d. h. das Reifen in Altern und Vergeisen über. So wird jede Organisation gerade durch ihre Freiheit und Grossartigkeit schwerfällig und träge, umständlich und rückständig, und dann umgekehrt von beweglicheren, jüngeren Konkurrenten im Daseinskampf immer mehr überholt und besiegt. Auch physikalische und chemische, zum Beispiel elektrolytische Prozesse erhalten sich nur stationär, solange Abfluss und Zufluss, Abbau und Aufbau, Zersetzung und Ersetzung, Sterben und Neugeburt der Moleküle und Massen im Gleichgewicht bleiben.

Wie die individuellen, erstarken und erstarren auch die sozialen Organismen, Staaten und Anstalten, Handelsgeschäfte und Fabriken usw. in ihren altbewährten, ausgebauten und ausgefahrenen Geleisen und Anlagen, durch deren Vervollkommenung jede durchgreifende Neuerung und Umstellung immer umständlicher, gefährlicher und kostspieliger wird. Das bewährte Alte ist stets der Feind des Neuen. Erst die Zerstörung Athens durch die Perser ermöglichte seinen Wiederaufbau zur modernsten antiken Kunststadt. Erst die Verwüstungen des dreissigjährigen Krieges machten Süddeutschland frei für die Barockbauten, welche dann dort wie Pilze aus dem Boden schossen. Die westeuropäischen Völker haben ihre Kulturblüten stets nach solchen Bracheperioden gehabt, nach der spätmittelalterlichen Adelsanarchie zuerst der Süden, Italien und Spanien, im Zeitalter der Renaissance und der Entdeckungen, dann England, nach den Rosenkriegen im Zeitalter der Elisabeth, Frankreich nach den Hugenottenkriegen im Zeitalter Ludwig XIV. und Deutschland nach dem dreissigjährigen Kriege im 18. Jahrhundert. Jede Kulturblüte dauert nur kurze Zeit und verwelkt dann schnell zu unfruchtbarem Epigonentum, wie jeder Acker nur einmal im Jahre Frucht bringt, weil jede junge Saat vor der Aberntung der alten von dieser erstickt wird.

Im 19. Jahrhundert hat die ganze christliche Kultur den Höhepunkt ihrer sommerlichen Blüte und Reife überschritten. Nach diesem mächtigen allgemeinen Aufschwung trat zunächst eine Periode materialistischer Verflachung und Erschöpfung, Übersättigung und Erschöpfung ein. Die Völker ruhten immer mehr auf ihren Lorbeeren aus, zehrten von ihren eingeernteten Früchten und begnügten sich mit der rezeptiven Aufbewahrung, Ausgestaltung und Verwertung der ererbten Ideen. Jedes Jahr brachte und bringt eine Flut von Literatur über die klassischen Grössen, Goethe, Kant, Beethoven usw., aber jungen Kräften von ähnlicher Genialität wird es immer schwerer, einen Verleger zu finden und sich durchzusetzen. Sie verkümmern und ver-

dorren im Schatten der Titanen. In einsamer Verkanntheit und Verbitterung ist schon Schopenhauer ergraut und Nietzsche wahnsinnig geworden. Als berufsmässige Hüter und Lehrer der überlieferten Kulturschätze bekämpfen und ersticken besonders die Universitäten alle neuen, revolutionären Ideen, während das grosse Publikum seine geistige Nahrung aus der altgewohnten und altbewährten klassischen Kost zieht, mit der es grossgefüttert und verwachsen ist, die ihm lieb und traut geworden ist und auf deren anerkannten Wert es sich ohne eigne Prüfung, Anstrengung und Gefahr verlassen kann.

Wir können das stete Fortschleichen und Fortwuchern dieser völkischen Arterienverkalkung an älteren Kulturen, wie ein unheilbares Siechtum, verfolgen. Wenn alternde Kulturvölker in einem Weltreich, wie dem römischen, befriedet sind, vergeisen sie und müssen, wie alternde Individuen, diesen Altersfrieden mit ihrem Tode bezahlen. So sehen wir im römischen Weltreich die künstlerische und dichterische, philosophische und wissenschaftliche, politische und wirtschaftliche Schaffens- und Leistungskraft mehr und mehr versiegen, bis die greisenhafte römische Kultur an ihrer inneren Schwäche und dem äusseren Ansturm jugendkräftiger Barbaren zugleich zusammenbricht, stirbt und der aufkeimenden germanischen Kultur Platz macht. Der Jahrhunderte lange sterile Frieden der römischen Kaiserzeit hatte zur notwendigen Kehrseite und Reaktion die um so verheerenderen Kriegskatastrophen der Völkerwanderung, welche die alten Kulturvölker hinmordete; dadurch aber, wie der Massenmord der Ernte, Raum für das Aufblühen junger Kulturen schuf und hiermit wieder zum Verjüngungs- und Regenerationsprozess im Gesamtleben der Menschheit wurde.

Ebenso werden die einzelnen Völker durch Kriege und Revolutionen verjüngt und regeneriert. Jeder Krieg ist eine Mischung und Begattung, Befruchtung und Neugeburt der Völker; das männlichere, aktivere, angreifende Volk dringt in das weiblichere, passivere, angegriffene hinein, wie der männliche Samen in die weibliche Eizelle. Jede Neugeburt führt durch ein Chaos, durch tierisch-embryonale Zustände. Der Krieg ist daher nicht nur unvermeidlich zur periodischen Korrektur der künstlichen, starren Friedensgrenzen, welche immer wieder durch das natürliche, lebendige Wachstum der Völker überholt und gesprengt werden; er ist auch unentbehrlich, um die Völker lebensfrisch und jung zu erhalten. Der Kulturwert des Krieges entspricht dem Lebenswert des Todes; es ist der schöpferische, läuternde und belebende Wert des Unwerts und Unglücks, des Leidens und Sterbens, des „Stirb und Werde“, der Zerstörung und Erneuerung. „Nur wo Gräber sind,

„gibt es Auferstehungen“ (Nietzsche). Ohne verheerende Winterstürme gibt es keinen Frühling, ohne Wehen keine Geburt, ohne Kampf keinen Sieg.

Allerdings ist nicht jeder Tod, nicht die Zerstörung schlechthin segensreich. Manches Volk wird, wie manche Pflanze und manches Genie, schon vor der Blüte und Reife zerknickt und hingemäht. Vorderasien hat sich bis heute von den Verwüstungen der Mongolenstürme niemals erholen können. Wie in der Forstwirtschaft, gilt es auch im Kulturleben, das gesunde Alte zu schützen und nur neben und zwischen ihm Raum zu schaffen für junges Leben. Das ist aber ein Ideal, das sich, wie jedes andere, nur unvollkommen unter Reibungen und Kämpfen realisieren lässt.

Auch die jetzigen europäischen Wirren sind wieder Geburtswehen eines heraufdämmernden neuen Zeitalters und seiner neuen Kulturaufgaben, Winterstürme, welche das morsche Alte hinraffen und durch diesen „Abbau“ einen neuen Völkerfrühling herbeiführen:

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet. (Goethe)

Melanchton: Menschheitsdämmerung?

Vor nicht zu langer Zeit erschien unter diesem schicksalsumwitterten Titel eine Auslese jüngster Dichtung, die mit einem Schlage Klarheit hätte schaffen müssen über den Riss und den Schrei, die unsere Zeit mitten auseinanderreißen, wenn sie nicht längst den Einsichtigen und Verantwortungsvollen aufgegangen wären in ihrer schreckhaften und schmerzvollen Grösse. Das soll nicht etwa das Verdienstliche dieser Sammlung in Frage stellen, sie ist im Gegenteil die geraffteste und straffste Auswahl zeitgenössischen Ringens. Einmal wird einem beim Durchblättern noch wieder wie in einer schreckhaften Vision Kunde einer eben verronnenen, krankhaft und krampfhaft verrenkten Zeit, einmal noch lässt man alle Geopferten vorüberziehen, denn das sind alle, die in diesem Buche ihre anklägerische Stimme erheben. Dennoch bewirkt sich das Wunder, dass man aus all dem Wirrsal mit heiler Haut entkommt, dass man fast innerlich befreit das Buch zuklappt, um es nie wieder zu öffnen. Das entfesselte Tongewirr, der hysterische Schrei, der expressionistische Hexensabbath, sie verebben mit leisem Wellenschlag und münden in die sanfte Fuge des am meisten zu uns

Herübertagenden, wenn auch vielleicht geopfert: Franz Werfels. *Veni Creator spiritus*: Komm heiliger Geist du schöpferisch. Dieses Gedicht hätte eine weise Hand ganz ans Ende des Bandes gerückt. Dennoch gebührt dem Herausgeber heisser Dank aus zeitgenössischem Herzen für soviel Optermut und Umwerben einer Spanne, der auch er (aus einer vielleicht unbehutsamen Äusserung geht es hervor) innerlich ablehnend gegenübersteht. Aus Krampf und Schrei und hetzerischem Hauch, aus Wut und Opfer und zerstörerischem Wollen löst sich eine sanfte Fuge, eine lichte Wolke, eine Hand, die hinüberweist. Nach soviel Opfer endlich wieder Verheissung.

Dieses Buches Titel wird einem Anlass zu philosophischer Schau, über unsere Situation. Man denkt an Spenglers wilde Prophetie, an seinen resignierten Abendwächtergruss. Man weiss, dass beide schon in diesem Augenblicke widerlegt sind.

Menschheitsdämmerung und Untergang des Abendlandes. Man hat den gleichen Geschmack auf der Zunge, es liegt allzuviel billiger Pessimismus und verfrühte Prophetengebärde darin. Diese Bücher gehören beide einem besiegten Volk, dessen Bild, dessen Völkerantlitz noch nicht einmal sichtbar ward. Spengler befühlt den Puls eines besiegten Volkes und murmelt: Untergang des Abendlandes; Pinthus (so heisst der Herausgeber der Auswahl der Jüngsten) befragt eine kleine geistige Minderheit nach ihrem schmerzvollen Erlebnis und murmelt ebenso bedeutungsvoll: Menschheitsdämmerung. Es ist beiden vielleicht mehr intellektuell erwiesen, als innerlich gefühlt, vielleicht liegt in beiden Titeln auch ein Schielen nach der Menge. Hilft ihnen nichts, wer jung genug ist, weiss, dass beide schon im nächsten Augenblick ins Unrecht gesetzt sind.

Norbert Blei: Zwischen östlicher und westlicher Welt

Wir haben heute zu wählen zwischen dem Land Voltaires und der Heimat Dostojewskis. Je nach unserer Entscheidung wird unser Schicksal sich gestalten. Vielleicht sind wir gleich weit entfernt von Voltairscher Frivolität wie von Dostojewskis Problematik. Vielleicht gelingt uns eines Tages die grossartige Synthese dieser beiden. Wir waren ja immer der grosse europäische Schmelztiegel, in dem die unbequemen, neuen und rohen Gedankenmassen umgeglüht und umgeschmolzen wurden. Wir waren immer das an Spannungen reichste Land der Dämmerungszustände und das Land der jähen Aufschwünge.

Wir haben heute zu entscheiden. Es ist nichts Kleines, was man von uns will: Wahl zwischen Osten und Westen. Es sind viele davor, viele mitten darin, manche haben sich schon entschieden. Mancher hat auf den Westen gesetzt, weil es ihm bequemer dünkte, mancher, weil es ihm organisch schien. Mancher bereut heute schon seine Voreiligkeit.

Zugegeben, der Westen hat viel, was uns fehlt, scheint willige und schöne Ergänzung unserer Mängel: Schwung, Linie, Rhythmus, Leichtsinn, Feinheit des Sagens, Stil, Wollust, Süsse und Leichtigkeit. Er ist das Produkt einer geniesserhaften Zivilisationswelt. Es scheint, er giesst in den schweren nordischen Wein die rechte südliche Glut, macht unser Wesen locker und aufgelegt, dass wir aus der bangen spannungsreichen Atmosphäre unserer Gedankenwelt, aus dem Halbdunkel und dem lastenden Druck unserer Dome hinausgelangen in freiere Überschau. Es scheint, dass er uns von aller bohrenden Problematik, von aller Aufgewühltheit und schmerzhaften Anspannung hinweglockt in seine spielerische Umwelt. Es scheint, dass er unsere Trägheit fortnimmt, dass er unsere Schwerkraft aufhebt, den Druck in Hirn und Seele löst, auflöst in lauter zierliche rokokohafte Einfälle. Unsere verworrene Welt erhält milderes Klima und schönere Wölbung. Es scheint, dass der Westen uns aus Wilden zu Menschen macht. Es scheint, dass

Doch von Russland zu reden. Russland scheint unsere Krisis zu verschärfen, unsere Problematik zu vertiefen. Russland scheint nicht schöne Ergänzung, sondern neue Spannung, weiteres Unglück, schmerzhafteres Aufwühlen der alten Wunden, scheint Übersättigung der Lösung zu sein. Nach Russland haben nie viele geblickt. Es war zu klar, dass hier unsere eigene Krisis, nur noch mit tieferer Erlebnisglut und Leidenswilligkeit, Leidenswollust durchlitten wurde. Was sollte uns Russland! Andere waren nicht frei von einer gewissen Unsicherheit, ja fast ängstlichen Scheu vor dieser Sphinx mit der ungeheuren räumlichen Ausdehnung. Man fürchtete Möglichkeiten, die aus diesem wunderlichen Land von Säufern und Heiligen ihren Ausgang nehmen konnten. Was für Dinge das seien, darüber vermochte man sich ernsthaft keine Rechenschaft zu geben, aber es war da, es lag im Blut, in der Luft, im Gefühl. Irgendeine dunkle und rätselhafte Melodie konnte die Möglichkeit in den Rang einer Realität erheben.

Das dritte deutsche Lager aber verfolgte Russland mit offenem Hass als das unselige Land, dass all die deutschen Nachteile noch nachteiliger hervortreten, alle schlechten Eigenschaften dieses Volkes noch

vergrößern könnte. Sie hassten im Russen, was sie im Deutschen vorgebildet sahen; Unsicherheit im Realen, Verlieren ins Phantastische, Hang zum weitläufigen und gänzlichen Entschweifen. Jasagen zu Elend und Leid, Schwerfälligkeit und Trägheit, Unfreiheit und Sklaventum. Dagegen der Franzose: trotz noch so tiefgehender Unterschiede, trotz menschlicher Mängel: ein Beherrschen der Form, ein Umspringen mit dem Wirklichen, die uns als Vorbild gezeigt werden mussten.

Politisch war es entschieden. Wir hatten Russland aufgegeben und wurden vom Westen besiegt. Das Nachspiel ist die friedliche Durchdringung Deutschlands mit Geist vom westeuropäischen Geist, Geist der Kabarette und Kinos, Geist des Dürrentums und des Feilbietens, Geist des Genießens und Verbrauchens, Geist, der nicht Tiefe, der Lockung, spielerische Oberflächlichkeit will. Es war eine politische Entscheidung, die nicht unbedingt Symbol kultureller Entscheidung zu sein braucht, die nicht unbedingt kulturelle Ursachen zu haben, wohl aber kulturelle Folgen haben kann.

Andere kulturelle Folgen, als Pessimisten heute voreilig sagen möchten. Doch auch andere als voreilige Optimisten. Es kommt alles auf die Entscheidung an. Es hat eine Durchsetzung Deutschlands mit Franzosentum begonnen, die leicht zu einer Zersetzung werden kann. Für den Einsichtigen ist diese friedliche Invasion tausendmal gefährlicher und schwerwiegender als der verlorene Krieg. Und doch, den verbissensten Anhängern Frankreichs ist Gelegenheit gegeben, Kundgebungen des französischen Geistes aus der Nähe zu sehen. Allmählich wandeln sich des Langmütigsten Gefühle in Abscheu. Ist es gallischer Witz, Mädchen zu schänden? Ist es romanische Grazie, Menschen aufzuspiessen? Wollust wurde zu Grausamkeit, Spielen zu Sadismus, Süßigkeit zu Lüge, Stil zu Manier, Linie zu starrer Konsequenz im Bösen. Die gallischen Vorzüge rücken in eine eigenartige und abschliessende Beleuchtung. Es ist keine Propaganda, die Frankreich für den Westen macht.

Schon sehr früh und sehr tief hat sich ein deutscher Schriftsteller von Rang, Thomas Mann, mit der Entscheidung zwischen Westen und Osten auseinandergesetzt. Er entschied sich instinktiv sicher (trotz romanischer Bluteinflüsse von der Mutter her) für den russischen gegen den französischen Menschen. Je mehr Frankreich uns äusserlich in die Gewalt bekommt, desto mehr schliessen wir uns innerlich von ihm ab, fast so hermetisch und beharrlich, wie einst das Russland Dostojewskis gegen den gesamten Westen mit Einschluss Deutschlands. Es gilt heute, der spröden Verschlossenheit, der Liebe Russlands wert zu werden.

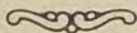
Russland ist Kulturverheissung und ungeahnte Befruchtungsmöglichkeit, gegen die der Westen mit seinen unfruchtbaren Landen dürrig wirkt. Russlands wahres Gesicht beginnt entscheidende Züge zu bekommen, immer schöner und schärfer wird sein Umriss; unsere Entscheidung ist uns leichter gemacht. Sie kann für einen Menschen, der leben, nicht Sumpf und Verrottung will, keinen Augenblick zweifelhaft sein. Der Zivilisationsliterat wird uns belächeln, über ein Kurzes, dann wandeln wir hinter seiner Bahre. Der russische Deutsche, der deutsche Russe sind auf dem Wege.

Erwin Meurer: Volk am Abgrund

Wir sind in mehr als einem Sinne ein Volk, das über Abgründe geht. Das Volk Dürers, Goethes, Hölderlins, Nietzsches hat immer an offenen Schlünden gehaust. In unserer eigenen Seele sind ungeheure Abgründe aufgetan und drohen uns auseinanderzureissen. Kaum einen grossen Künstler hat es in diesem abgründigen Volk gegeben, dessen Herz nicht irgendwie in dunklen Fängen sass und sich blutig stiess. Alle gotische Künstlerschaft ist schlaftrunkenes Wandeln über aufgesperrte Höllenrachen. Daraus erwächst ihr die Tiefe und Grösse ihrer Entwürfe, die zwischen Wirklichkeit und Wunschleben hin- und hergezerrte Darstellung und die traumwandlerische Sicherheit der Linienführung. Aber nun droht wieder ein schwarzer Schlund das Volksganze zu schlucken und ebenso zu überwältigen wie den grossen dunklen Einzelmenschen. Es scheint kein Weg aus diesem Wirrsal in lichtere Bereiche mehr zu führen. Der wirklichkeitsgrelle Tag droht unserm Sehnerv mit ewiger Blindheit. Wir verkriechen uns in tausend Süchte und Wünsche aus Angst, dem hellen Tag nicht mehr gewachsen zu sein. Wir tanzen über offene Abgründe, ohne sie zu gewahren. Täglich spielen wir mit unserm Untergang und werden dessen nicht einmal inne. Wir verschanzen uns hinter unserm Hang zum Halbdunkel und Abgeblendeten und führen ein Traumleben, das jeder Wirklichkeit Hohn lächelt. Doch alle unsere Wege münden ins Golgatha. Wir stehen im Schatten des Kreuzes und das Mal brennt auf unseren Handflächen. Wir sind Gekreuzigte, wenn auch der Mund gewaltsam zu lächeln bemüht ist.

Wir sind ein Volk, das den Schauplatz seiner Abenteuer, das das Schlachtfeld seiner blutigen Entscheidungen gern nach innen verlegt. Unser Herz, unsere Seele sind die grossen Ebenen, wo unser Schicksal ausgetragen wird. Haben wir nach innen Wachstum genug, können wir schon gern einmal ein paar Grenzländer einbüssen. Nicht alle

können's und verwinden äussere Ungunst so leicht. Nicht alle sind innerlich reich genug, um äusserliche Verluste leicht zu nehmen. Einzelne vermögen diese fast indische Flucht nach Innen, aber das Gesamtvolk schmachtet nach mehr Ausdehnung und Raum in der wirklichen Welt. Es ist ein Zustand eingetreten, der jeden Augenblick aus seiner scheinbaren Gleichgewichtslage ins Gleiten kommen kann und plötzlich in einer Sekunde quälendster Vision, wandelt uns eine Ahnung des gefährlich Abgründigen an. Dennoch rührt keiner einen Finger. Seit sechs Jahren starrt immerfort derselbe dunkle Rachen der Zukunft uns an. Es ist eine hinausgeschobene, aber nicht aus der Welt zu schaffende Entscheidung, die schwerste Krisis, der man vergeblich durch Zaudern aus dem Wege zu gehen hofft. Hätten wir mehr vom Geist unserer Grossen, würden wir sofort zur Entscheidung drängen und in den aufgesperrten Rachen greifen. So aber hängen über uns tausend grausame Drohungen mit Gift und Schwert, die uns eines Tages zerschlagen könnten.



Richard Drews: Gedicht

Mensch heisst mein Fluch und Mensch mein seligster Gedanke,
Mensch heisst das Zeichen, tief in meine Stirn gebrannt,
Mensch heisst die schmerzensvolle Wunde mir, an der ich kranke,
Mensch heisst die dünne, die gebrechlich-dünne Planke,
Die uns hinübertragen soll zum andern Strand.
Mensch ist der Kerker und die dumpfe Wand,
Die uns aus deinem Anflitz, Gott, verbannt.
Mensch heisst die glühende, die Zange
In meinem Fleisch. Der Stachel und der Dorn.
Wann endlich kommt dein schöpferischer Zorn,
Der deine Stirn in tiefe Falten legt
Und uns zu neuen Münzen prägt?
Wann endlich wird zu höherem Gesange
Die wirre Orgel Menschheit sich entbinden,
Und auf dem dunklen Qualengange
Zurück in deine reine Höhe finden?

Norbert Blei: Mord am Menschen

Täglich, stündlich, nein minütlich, geschieht der Mord am Menschen. Man rodet ihn aus mit seinem letzten Heidentum und seiner letzten bachantischen Verwegenheit wie einen Urwald, der zu nichts nütze ist, als dass seine Stämme bersten unter den Axthieben der Zivilisation. Das Antlitz der Erde ist geschändet, geschändet ist das Antlitz des Menschen. Für nichts ist weniger Raum in dieser Welt der surrenden Maschinen, des betäubenden Lärms und der oberflächlichen Betriebsamkeit als für ihn und seine reinsten und natürlichsten Ausserungsformen. Wir sind von Schöpfern und Überwindern zu Handlangern und Sklaven unserer eignen Geschöpfe herabgesunken. Eine unorganische Welt masst sich an, die organische zubeheerrschen. Die Tyrannei der Technik, das absolute Regiment von Presse und Gesellschaft sind zu Fesseln geworden, die nicht Striemen, nein, die nie heilende Wunden am Leib des Menschlichen hinterlassen. Ein Mensch, der sein Menschentum tötet um einer sachenhaften Welt willen, verdient nicht anders, als dass er zugrundegeht. Der Mensch und Europäer unseres dürftigen Jahrzehnts ist zu einer lächerlichen Karrikatur zusammengeschrumpft, zu einem Komödianten und traurigen Drahtpuppe geworden. Es gehört Mut, nein es gehört äusserste Verwegenheit, es gehört verruchter Optimismus dazu, an die Überwindung seines Absturzes zu glauben.

Der bitteren Erkennen, der zornmütigen Ankläger, der herzhaften Mahner zu Einkehr und Umkehr sind genug. Von Rousseau, der dem überreifsten Volke unserer Kulturperiode angehört, über Nietzsche, Schopenhauer bis auf Keyserling und Theodor Lessing in unseren Tagen herab eine einzige grosse anklägerische Fuge, ein Entgegenstemmen gegen einen falschen Weg; Mahnung zur Verinnerlichung, einzige Forderung, die ein weiser Chinese (nicht Europäer) erstaunlich früh in die drei drakonischen Worte pflanzte: Mensch werde wesentlich! Es hat nichts genützt, dass man versuchte, die Schwingungen dieses Wortes und einer ganzen Welt abgrundhafter Schönheit, die dahinter ruht, auf Europas Rhythmus zu verpflanzen und indische Weisheit in unseren Breiten anzusiedeln. Nichts hat es genützt, dass die Besten immer wieder auf den Wahnsinn unserer Entwicklung, auf den Wahn von Fortschritt und Gesittung, auf die Phrase von der Höhe des Menschen hinwiesen, bis eines Tages, in einer Anwandlung von Schwermut, Europas „Seele“ sich hinsetzte und die Bilanz ihres Wirkens zog. Es hat nichts mit Pessimismus zu tun, wenn man ungläubig und irre an unserer Entwicklung geworden ist. Wir haben fabelhafte technische

Handgriffe erlernt, aber der Acker Mensch ist nach wie vor unbebaute Fläche. Die Entlarvung unserer angeblichen Kulturhöhe, der Vorstoss gegen eine müde Welt, gegen hoffnungsloses Dahinsiechen und offensichtliches Faulen, sind die Tat eines Buches, das um seiner Offenheit und seines Bekennerdrangs heute nach einer Zeit modischer Verklärung, bei den Meisten schon wieder verfehmt ist: Der Untergang des Abendlandes. Es wird in den Spalten dieser Zeitschrift öfter genannt, weil es der Ausgangspunkt für unsere Denk- und Tatrichtung ist, weil hier der scharfe Schnitt, der Trennungsstrich durch die Geschichte unserer Kultur geistig festgelegt ist. Es ist das Weitausholendste, Kühnste und Sicherste und dabei im Grunde (wohlgemerkt nach der Lektüre!) Selbstverständlichste, was aus der jetzt lebenden Generation gezeugt werden konnte. Seine innere Bedeutung wächst mit dem Schwinden der jäh Begeisterten und Lärmvollen und mit dem Abstand in der Zeit.

Est ist nicht unmöglich, doch sei es vorsichtig geäussert, dass Darmstadt, wo Keyserling wirkt, ein zweiter Ausgangspunkt deutscher und darüber hinaus europäischer Neueinstellung wird. Keyserling hofft, alles von der Befruchtung, oder vielmehr Zurückdrängen europäischer Betriebsamkeit durch indische Kulturtiefe und Weisheit. Gleicht Europa dem scharfgeschnittenen Dolch, den es vergebens der Erkenntnis in den nackten Leib zu rennen trachtet, ist Indien die still aus sich gespeiste, nach innen glühende Flamme. Es ist nicht auszusagen, von welcher Weite und Tiefe indische Welterkenntnis ist, obgleich ihr alles Gewaltsame und Ansichraffende, alles Fanatische und Gewollte europäischen Trachtens nach Wahrheit fehlt. Obgleich sie nichts ist als ruhige Besinnung auf sich selbst, inniges Eingespinnen sein in einen Gedankenkosmos, der dem andern an Reichtum nichts nachgibt. Sie ist die Frucht einer Allgemeinblüte, einer Gesamtkultur, die Europa ewig unerreichbar sein werden, weil sie dem Wartenkönnen und der Geduld entspringen, die beide nicht europäische Tugenden genannt werden können. Indien, und das ist der Kern dieser Betrachtungen, ist das Land, wo das Menschliche im Vordergrund der Bemühungen steht. Europa ist das Land, wo das Menschliche am meisten verschüttet ist. Aus der Vorstellung einer grossartigen Synthese, eines Zusammenschliessens der beiden Kulturen in einen Kristalleib, schöpft Keyserling seinen Optimismus. Ob die Gesamtmasse europäischer Geistigkeit, ob die verantwortlichen Schichten sich diese Gedankengänge aneignen werden, das ist die Entscheidung über den Erfolg der Keyserling'schen Bemühungen. Es fragt sich, ob wir überhaupt noch heute die nötige Unbefangenheit und Kindlichkeit aufbringen, um der Reinheit einer

indischen Erscheinung wie Tagore gerecht werden können. Nach vielen Ausserungen scheint es nicht. Freilich ist es für die Vorführung des persönlichen Indien in einer solchen Gestalt verfrüht. Aber für die Erfassung der unpersönlichen indischen Gedankenwelt, für das Aufsaugen des Orients ins Europäische, ist es bitter Zeit. Bitter Zeit, denn sonst stirbt der letzte menschliche Europäer in einer unpersönlichen und kalten Dingwelt. Täglich mordet man einen Rest reinen Menschentums, täglich opfert man erstarrten Dogmen und kalten Dingen blühende Menschenleiber. Es fragt sich, ob die verfeinerte Dingwelt, in der wir leben, diese ungeheuerlichen Opfer im Menschlichen wert sind. Wir verneinen es entschieden. Diese Technik, dieses Kunstgewerbe, diese Betriebsamkeit würden wir gerne opfern, heute schon fühlen es viele, wenn man uns besseres böte. Die meisten machen noch mit, weil es sie so konsequent dünkt. Doch eines Tages wird der grosse Abfall kommen. Noch ist es Zeit, die Krisis friedlich zu überwinden,

Alfred Heuer: Zukunftsaufgaben unserer Baukunst und unseres Kunstgewerbes

Auch über die Kunst ist das ungeheure Geschehen des Krieges hereingebrochen. Bei dem allgemeinen Zusammenbruch hat sie vielleicht unter allen geistigen Werten am meisten zu leiden gehabt. Ähnlich mag es einstmals gewesen sein, als der Maler Lukas Moser auf seinen Magdalenenaltar in Tiefenbronn die bitteren Worte schrieb: „Schri (schrei) Kunst, schri und klag dich ser, dein begert jetzt niemer mer, so o we 1431“.

In Baukunst und Kunstgewerbe, von denen wir allein sprechen wollen, sind die Zeiten der Prachtbauten aus Marmor und edlem Gestein, der Inneneinrichtungen aus kostbaren Hölzern einstweilen vorbei, und das mag auch so gut sein. Aber bewundernswert schnell hat sich der menschliche Geist umzustellen, Ersatz zu schaffen gewusst. Die Farbe bot noch ungeahnte Möglichkeiten in sich, sie war noch lange nicht genug ausgewertet. Kein hohles Blendwerk wollte man mit ihr aufführen, vielmehr sollte sie in ihr eigentliches Recht eingesetzt werden. Wiederum waren die Deutschen Bahnbrecher, sie zuerst taten den Schritt in Neuland, warfen kurzerhand über Bord, was veraltet war und stellten die Kunst auf eine andere Grundlage.

Denn wir hatten den Sinn für Farbe verloren. Fährt man etwa an einem düstern Regentag durch unser Land, so liegt die Landschaft, wie der Volksmund so treffend sagt, grau in grau da.

Jeder hat schon einmal empfunden, wie schwer, wie drückend sich solche Stimmung auf das Gemüt legt. Man lechzt förmlich nach einem Sonnenstrahl, nach einem Farbfleck, der das ewige Einerlei unterbricht. Nur das Rot eines Bauernhauses leuchtet hin und wieder im Vorbeifahren aus all dem Düster hervor, für das Auge ein wahres Labsal! Der Bauer allein hat sich noch den alten Farbensinn bewahrt. — Geradezu niederschmetternd aber wird der Eindruck, wenn der Zug durch eine Großstadt fährt, und man Straßen auf Straßen ab nichts anderes sieht als das schmutzige Grau der Häuserzeilen, gestellt gegen den düsteren nordischen Himmel. Als ob die Menschen es verlernt hätten, Farben zu sehen, als ob sie kein Gefühl mehr hätten für ihre Werte, nur noch den grauen Anstrich kennten. Die Augen scheinen in den Großstädten abgestumpft zu sein, und doch hätte jeder Blick in die Natur die Menschen lehren müssen, nicht nur, wie wohlthuend Farben sind, wie notwendig für unser Leben, so notwendig wie Licht und Luft und Sonne. Wundert es uns aber, daß sich die Naturvölker, die Urvölker bei ihrem lebendigen Zusammenhang mit der Mutter Erde auch den Sinn für Farbe bewahrt haben, wovon uns jeder Besuch eines Völkerkundemuseums überzeugen kann?

Doch täuschen wir uns nicht, auch unsere Zeit birgt in sich Züge, die sie allen Urzeiten verwandt erscheinen läßt. Wieder ist die Erde fruchtig, schwanger ungeheuren Werdens. Neugeburten drängen ans Licht; vielleicht ist das der tiefste Sinn des Weltkrieges, des Weltbebens.

Wieder lebt ein Entdeckergeschlecht, ein Kämpfergeschlecht, das sich bewußt ist der Verantwortung, das beseelt ist von starkem Willen, von inbrünstigem Wahrheitsdrang, von sich zu tun, alles Falsche, Unwahre, das Auge in Auge dem Ewigen schauen will, das wieder rein, ja zum Kinde werden möchte und das sich danach verzehrt, nur natürlich zu sein. So stürmt es einher, in Qual und Verzückung, bereit, sein Herzblut für diese neue Welt hinzugeben. Da springen ihm neu die Brunnen alles Seins; da sprengt es, saft des Überkommenen, Veralteten, in Kunst, Religion und Weltanschauung, in Sitte und Erziehung alte Fesseln. Da erkennt man auch die Urformen wieder, die Urfarben. In wilder Gier schaut man diese Farben an als Teil der Schöpfung, Teil Gottes. Die Welt wird wieder tönen, man lauscht dem alten Lied, der uralte ewigen Weise, mag sie nun in Farb- oder Klangtönen erschallen. Da hält die Farbe wieder ihren Einzug in die Baukunst. Das ist im Grunde nichts Neues, wie denn ja auch die ganze Ausdruckskunst der Gegenwart im Kreislauf alles Geschehens wiederkehrt. — So hatten bereits die Griechen Farben bei ihren

Tempeln verwandt, andere Völker schmückten ihre Bauten mit farbigen Glasurziegeln, in Italien baute man mit farbigem Terracotta die Certosa in Pavia. Nördlich der Alpen erblühte im 16. Jahrhundert in Augsburg, Basel, am Oberrhein die Fassadenmalerei mit Scheinarchitektur — von Holbein besitzen wir noch heute Entwürfe, zu solchen Wandmalereien. Darstellungen aus der alten Geschichte und biblischen Geschichte. Ähnliches erstreben wir heute wieder, zwar keine Wandmalerei, aber im farbigen Anstrich der Häuser leuchtet die Farbe in ungeahnter Schönheit auf.

Der seit einigen Jahren nach Magdeburg berufene Stadtbaumeister Bruno Taut hat in jener Stadt wohl zuerst solche farbigen Bauten errichtet, die Farbe in diesem Sinne verwertet. Jeder Reisende wird beim Betreten der Stadt Überraschungen erleben. Schon der erste Blick auf die rot, grün und gelb bemalten Straßenbahnen, auf die Verkaufsbuden in schimmernden Farben offenbart die neue Absicht. Aber mehr als das, ganze Häuser sind von unten bis oben bemalt: olivgrün, gelb, rot, schwarz, wohl alle Farben sind vertreten; nirgends aber ist eine Farbe nur einfach von unten bis oben einheitlich durchgemalt, sondern ein wohlthuender Wechsel bringt Leben in die Mauerfläche, auch treten die gliedernden Teile, Gesims, Fensterumrahmung, Gebälk, durch ihre Farbe deutlich hervor. Ein solches Straßenbild wirkt aber nun nicht mehr tot, sondern die ganze Zeile empfängt von einem einzigen Bau Glanz und Farbe. Denn immer sind nur einzelne Häuser bemalt, sonst wäre es des Guten zu viel; so aber entsteht ein feiner Rythmus, daß es wirkt wie ein heller Klang inmitten der anderen, dumpferen Gebäude. Daß so selbst hässliche Bauten schön werden, wird ohne weiteres klar.

Sein Meisterwerk hat Taut in der Bemalung des alten ursprünglich gotischen Rathauses (erneuert im 17. Jahrhundert) und des alten Reiterstandbildes Ottos davor geliefert, und damit endgültig bewiesen, daß dieser Weg gangbar ist. Er wird für die Zukunftsaufgaben unserer Baukunst eine ausschlaggebende Bedeutung gewinnen. Im Gegensatz zu den Straßenzügen, mit ihren eingebauten Häusern, bei denen auf ihre Nachbarn Rücksicht zu nehmen ist, erhebt sich dies Rathaus als ein rings freiliegender Bau. Gerade seine Lage am Marktplatz verlangte eine höchste Farbigkeit, wenn die Wirkung nicht verpuffen soll und wenn es den Platz beherrschen soll. Als Ausdruck städtischen Gemeinsinns muß es zudem Wucht und Würde entfalten.

Alle diese Forderungen erfüllt dieser Bau in weitestem Maße. Jetzt erst ist das alte Rathaus aus seinem Schlaf zu neuem Leben

erweckt. Wie ein Wunder steht es da, funkelnd in dem Glanz seiner vielfältigen Farbengebung. Ein Meer von Farbe sprüht auf, die, über alle Maßen herrlich und leuchtend, sogar noch im Abenddämmern die Finsternis durchdringt. Auf brennend rotem Sockel erhebt sich auf den Flügelbauten eine weiße, im Mittelbau eine grüne Mauerfläche (die Gegenfarbe zu rot). Die Erker sind blau und gold verziert. Für die der Mauerfläche vorgelagerten Säulen ist eine rote, für ihre Kapitäle eine gelbe Farbe gewählt. Das Türmchen auf dem Dache flammt rot, grün und gelb in die Luft. So ist das Ganze eine wahre Farbensmusik für das Auge, und von unerschöpflichem Reiz. Der gleiche Geist hatte 1922 die Miama, die Magdeburger Ausstellung, geschaffen. Bei der Not der Zeit hatte man lediglich Bretterhäuser aufgeführt, aber die Farbe vermochte Prachtbauten vor das Auge zu zaubern. Gewiß noch keine endgültige Lösung; ein erster Versuch; der Gesamteindruck hätte noch geschlossener sein können, aber die Farbe war nun endlich wieder in ihr altes Recht eingesetzt.

Von Magdeburg aus haben dann Tauts Anregungen weiter und weiter Wellen geschlagen. Taut selbst wurde zu Vorträgen nach Holland und in die Schweiz berufen. Vor allem aber wirkten seine Bauten in Deutschland selbst. Nicht nur auf Großstädte, wie Hamburg, Stuttgart, Potsdam, Kiel usw., auch auf kleinere Städte griff diese Bewegung über — besonders schön der Marktplatz in Calw, noch etwas handwerksmäßig der in Plön. Schnell begriff die Allgemeinheit die Wichtigkeit der Farbe in dieser Zeit, zumal da alle Mittel zu größerem Aufwand fehlen. Entscheidend aber für die Zukunft dieser Bestrebung wird sein, ob die Kunstmaler, wie sie es bereits von Anfang an getan haben, sich fürderhin in noch weit höherem Maße auf diesem neuen Kunstgebiet betätigen werden. Denn auch bei der Bemalung von Häusern sind Schwierigkeiten zu überwinden, wie nur bei einem Gemälde selbst. Ein solcher Bau ist ein Kunstwerk. Jedenfalls hüte man sich vor dem falschen Schluss, als ob nun jeder Anstreicher solche Aufgaben lösen könnte. Ein Farbempfinden feinsten Art, ein Abwägenkönnen der Töne, ihr Zueinanderstimmen ist nötig. Ferner verlangt die Bemalung Rücksichtnahme auf die Lage, die Straße, die Umgebung, auf Beleuchtung, den Himmel; vor allem will die Persönlichkeit des Hauses selbst gewertet sein. — Viel ist schon gewonnen, wenn man den noch im Bauern schlummernden gesunden Farbensinn wieder zu beleben vermag. Das Bauernhaus muß wieder im alten Schmuck seiner Farben leuchten; auch die Blumen davor werden möglichst Rücksicht auf die Farbe des Hintergrundes nehmen müssen. Damit

wird auch die Liebe zum Heim neu belebt, diese sittlichen Werte sind keineswegs zu unterschätzen. Am besten werden Land und Stadt Hand in Hand gehen, dann werden von selbst Gesundheit des Empfindens und ein entwickelterer Farbensinn zusammen wirken. Aufgabe der Behörden, der Stadtbaumeister, der Provinzialkonservatoren wird es sein, die verheißungsvollen Anfänge einer neuen Baukunst zu fördern. Am wirksamsten freilich würde es sein, solche Bauten als weithin wirkende Beispiele zu errichten. Wir wagen es, einige Vorschläge zu machen. Die Bemalung des jetzt so nüchtern und finster dreinblickenden Kieler Schlosses würde bei der nötigen Rücksichtnahme auf das Wasser zu seinen Füßen und die Baumreihe von Düsterbrook, ein Schloß am Meer entstehen lassen. Mit geringen Mitteln ließe sich noch ein anderer mächtiger Eindruck gestalten. In seinem Buch „Die Stadtkrone“ erhebt Taut, angeregt durch die in einem krönenden, beherrschenden Bau sich auftürmenden alten Stadtbilder wie Rangun, Danzig, Köln, auch für unsere Städte die Forderung einer solchen Stadtkrone. In Plön bildet das auf dem Burgberg über der Stadt sich erhebende Schloß eine solche natürliche Stadtkrone. Indem es rings die weite Landschaft krönt, wird es gleichzeitig zu einer Landschaftskrone, zu einem Wahrzeichen der Gegend. Durch geeignete Bepflanzung des Berges müßte das Grün, aus dem dieses Schloß aufwächst noch verstärkt werden. In glühendsten Farben — blutigrot wie die untergehende Sonne, tiefmeerblau müßte daraus die mächtige Wand des Schlosses aufleuchten — ein Eindruck von so märchenhafter Schönheit, daß die Vorstellungskraft nicht müde wird, sich dieses Bild auszumalen.

Auch auf dem Gebiet der Inneneinrichtung hat jene Ausstellung in Magdeburg bahnbrechend gewirkt; da war die Verwendung von Farbe vielleicht noch wichtiger. Wir sagten es schon, daß unser verarmtes Volk kein Geld mehr zu kostbaren Einrichtungen besitzt. Der neue Sinn für Farbe konnte hier einsetzen. Aus Tannenbrettern hergestellte Wohnräume wurden nun durch die Farbe wundersam ausgeschmückt. Besonders schön wirkte auf jener Ausstellung ein Schlafzimmer in mohnrot und ebenholzschwarz. Ja, hätten wir selbst die Wahl, zwischen so einem Zimmer oder einem aus kostbaren Hölzern angefertigten, so würden wir, wenn wir nur nach der Schönheit und nicht nach dem Werte urteilen sollten, jenes vorziehen. Jetzt erst begreifen wir den Maler Van Gogh (gest. 90), der sein Zimmer goldgelb angestrichen hatte; damals hielt man ihn für verrückt. Wohl aber hatte bereits Goethe, der in seiner Farbenlehre über den Sinn der Farbe das Feinste und Tiefste gesagt hat, was man bis heute überhaupt

über die Farben weiß, den Sinn gerade so eines gelben Zimmers gedeutet. Er wird nicht müde, den „warmen und behaglichen Eindruck“, die „heitere, sanft reizende Eigenschaft“ hervorzuheben. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüt erheitert; eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen. Gleichzeitig wußte Goethe auch bereits, wie sogar der Ton des Gespräches sich entsprechend der Farbe des Zimmers ändern müsse.

Ähnlich schmückten auch wir wieder unsere Zimmer mit Farben aus. Besonders fein im Erfurter Museum; die Wand goldgelb, die Decke darüber himmelblau. Wenn schon Goethe riet, man müsse, um die Wirkung einer Farbe voll zu empfinden, das Auge mit einer Farbe umgeben, so sahen wir in jener Stadt ein besonders eindrucksvolles Beispiel in einem, einschließlich der Fenstervorhänge, einheitlich blau ausgeführten Zimmer. Der neu erwachte Farbensinn unserer Maler sieht sich so vor Aufgaben gestellt, deren Größe wir noch gar nicht überblicken können. Die Mitwirkung der Künstler aber ist unbedingt erforderlich und da diese Aufgaben mehr ins Gebiet des Kunstgewerbes fallen, viele Maler aber gerade da sich betätigen, auch leicht zu ermöglichen. Ohnehin haben sie ja das große Verdienst, unser Auge für den Sinn der Farbe erschlossen zu haben. Manche dieser neuen Farbenzusammenstellungen sind so unerhört fein — und werden noch immer feiner werden — daß sie es mit musikalischen Klängen aufnehmen können. Da genügen dann — wir sahen ein solches Zimmer in Weimar von dem holsteinischen Maler Peter Röhl ausgemalt — ein paar Klänge, ein Blau, ein Gelb an der Decke, ein Rot an einem Pfeiler, um eigenartig, seltsam persönlich wirkende Klänge zu erzeugen. Derselbe Maler hatte einmal im Verein mit dem Maler Peter Drömmmer auf der Ausstellung der Kieler Herbstwoche einen ganzen Raum in der Kunsthalle ausgemalt, in der Wirkung sehr feierlich und vornehm. Wir führen noch einige besonders lehrreiche Beispiele an: In Hagen (Westf.) der Festsaal der Stadthalle in rotglühenden Farben, das Skala-Kaffeehaus in Berlin mit seinen ganz im Sinne der Kunst der Gegenwart hergerichteten Festräumen. Mit solchen Farben stattete man die Schulen aus! Wie viel lebendiger, reicher wird sich der Unterricht in solchen Zimmern, als zwischen den kahlen, fürs Auge so ermüdenden farblosen Wänden gestalten. Darüber hinaus aber hat die ganze Frage noch eine volkswirtschaftliche Bedeutung. Versuche haben ergeben, daß die Farbe einen entscheidenden Einfluß nicht nur auf den Geist, auch auf den Körper auszuüben vermag. Rot ist am meisten mit Kraft geladen, es wirkt ja sogar auf wilde

Tiere ein. Ja sogar der Blutkreislauf des Menschen wird durch die Farbe belebt und gefördert. Darum wähle man für Schulen Farben, die wie die Musik erschüttern, anfeuern, ermutigen die wie Fanfarenklänge begeistern, Farben, die stärken, heilen, fördern. Dasselbe gilt von Fabriken, von Gotteshäusern. Es gilt, zumal in der Gegenwart, nach den Schrecken des Krieges, alle Kraftquellen herbeizuziehen. Vorbedingung aber für einen Erfolg ist, daß unser Volk wieder den Sinn der Farbe verstehen lernt und dann den Künstlern Wände, Flächen, Zimmer wie Zimmereinrichtungen zur Verfügung stellt, ihre Farbträume zu verwirklichen. Dann mag eine neue Schönheit der Farbe, eine Kunst der Farbe, in unserem Volke erblühen.

Walter Hans Giese: Zur Jugendbewegung

Es hängt eine Wolke über Deutschland, aber keine blitzschwangere, sondern eine giftiggelbe, trüb verfinsternde. Wir sehen einander nicht mehr. Uns ist grau zumute. Wenn wir uns vorübergehen, nicken wir freudlich, und süße Erinnerung durchzuckt uns weh; aber wir haben keine Zeit.

Es gab eine Zeit, da durchschritten wir sonntägliche Heide in sangfroher Gemeinsamkeit. —

Es ist still geworden im Lande. Die großen, oft vorzüglich ausgebauten Jugendverbände sind zusammengebrochen; die große Herde irrt umher, im Begriff, das erworbene Gut billig zu verschleudern. Einige retteten sich ins Bürgerliche, andere scharrten sich um erstarrte Ideale, ständig in Gefahr, der Einseitigkeit, der Intoleranz zu verfallen. Jugendbewegung scheint im Großen und Ganzen der Geschichte einverleibt zu sein. Jede Massenbewegung, und sei sie noch so positiv, trägt ihr Glück und Ende in sich. Die Jugendbewegung stürzt ihrem Ende entgegen. Hat sie ihre höchste Blüte erreicht? Sie hat ihre Glanzzeit, die in Ferienheimen, etlichen Tagungen, wenigen Zeitschriften ihren Ausdruck fand, hinter sich, meinen einige; andere, sie wäre zerrissen im schönsten Beginnen. Das Chaos der wirtschaftlichen Verhältnisse des Mutterlandes mag seinen reichbemessenen Anteil hinzugefügt haben. Sie blieb ein Bruchstück.

Die Kultur eines Volkes manifestiert sich im Zustand seiner Jugend. Kultur wird von Massen getragen, wenn sie ihren höchsten Ausdruck auch erst im Einzelnen findet. Und hier setzen die Unterlassungssünden der Träger der Jugendbewegung ein. Ihre Aufmerksamkeit galt der Leistungsfähigkeit ihrer Gruppe, nicht der Erziehung zu Gedanken und

Taten, die aus dem Rahmen der Bewegung entwachsen, den Rahmen sprengten und den Einzelnen wie die Gruppe dem Volksganzen eingliederte. Es blieb bei der Opposition, und wenn der gemeinsame Gedanke versagte, halfen gemeinsam gesungene Wanderlieder Bande der Freude schlagen. Aber der Aufbau fehlte, das organische Wachsen von der Gemeinschaft zum Volkstum, vom Punkt zum Kreis, vom Gruppengeist zum Volksbewußtsein. Das alte deutsche Übel, die Parteilichkeit, ließ bald die großen Zusammenschlüsse in kleine, die kleinen in noch kleinere zerfallen.

Jetzt scheint die Zeit derer gekommen, die zu jung zu irgendwelcher Führerschaft, nicht einfach genug, um nur Aufnehmer, Hörer zu sein, abseits vom kämpfenden Haufen sich selbst lebten. Sie haben Zeit gehabt, eine umfassende, über den Gruppen stehende Wesenheit in sich reifen zu lassen. Jugendbewegung ist eine unsterbliche Angelegenheit, ist eine Menschheitssache. Die Hauptarbeit ist getan, gut getan; es ist ein Grundstein gelegt in den Seelen jugendlicher Kämpfer, Empfänglichkeit für gesunde Schönheit. Greift zu, ihr Einsamen! Ein Volk ist Euch gewachsen, scharrt es um Euch! Aufgewachsen im Kampf ums tägliche Licht, um Freiheit und das bischen Freude, so wird es sich um Euch sammeln, verschließt Euch nicht! Sie irren umher zu Hunderten, die das Leben und seine Offenbarungen schätzen lernten, aber vor lauter Kampf oder auch aus leichter Friedfertigkeit nicht zu den Quellen gelangen. Helft ihnen! Sammelt Euch zu neuen Gruppen und führt Euch empor, höher als es bisher geschah. Es ist genug der Zersplitterung, genug des Kampfes aller gegen alle, genug der unjugendlichen Verbissenheit, die um sich greift. Wir brauchen keine verbissenen Idealisten, wir brauchen Weltkinder; wir brauchen Menschen, die mit beiden Beinen sich auf mütterlichem Boden wissen, die das Leben ertragen, und ihr Wissen um die höhere Bestimmung menschlichen Daseins mit beiden Händen ausstreuen, denen Mensch sein mehr ist als Kämpfer sein.

Rudolf Kleist: Jakob Wassermann

Der größte epische Gestalter unserer klüftreichen Gegenwart, alle seelischen und geistigen Abgründe mit rücksichtsloser Erzählerleidenschaft aufreißend, ist Jakob Wassermann, der Deutsche und Jude. Dazu der offenste und aufrichtigste Kämpfer in dem so heiklen Thema der Rassenfrage. Er hub weitausholend mit seinem Erstlingsroman „Die Juden von Zirndorf“ an und hat mit seinem Wendekreiszyklus anscheinend jetzt den Zenith seines Schaffens erstiegen.

Das tiefergreifende Wunder bei Wassermann ist, daß seine Fabulierkunst und die Sprache, in die er sie einhüllt, sich wechselseitig wie bei keinem zeitgenössischen Erzähler von Rang, erhöhen und steigern. Er pflegt die Sprache wie etwas sehr Kostbares, wie ein Gefäß, das das Kostlichste aufzunehmen bestimmt ist. Den Eindruck einer so unbedingten Gewachsenheit und Einmaligkeit der Worte und Satzfolgen habe ich bei niemanden wiedergefunden. Er arbeitet nach Nietzsches Forderung, an jeder Zeile wie an einem Marmorblock. Dabei wird das erst träge und widersätzliche Wort plötzlich flüssig und farbig und blüht nun unter seinen meißeinden, boßeinden, wühlenden, streichelnden Händen zu neuen Worten zusammen und nun ist kein Halten mehr, es werden unerhörte und beklemmende Wortfolgen daraus und der wirre Sprachleib wird zu einem geordneten Mosaik.

Und doch wäre diese sprachliche Kleinkunst nur Aesthetentum oder Kunstgewerbe, bannte er nicht in diese gedrungeenen und nachgiebigen, erzenen und weichen Wortfolgen seine Lust am Gestalten. Seine Freude am Erfinden erinnert an Rabelais und Balzac und ist auf deutschem Boden besonders selten und spärlich verteilt. Ihn lockt es, Europa in seine Perioden zu bannen, ihn reizt die Vielfalt der Erscheinungen und Ereignisse. Sein Christian Wahnschaffe, der breit angelegte Roman, ist wohl der umfassendste Versuch, sich aller Lebens- und Bildungsmächte der Modernen zu bemächtigen, Zonen und Völker schnell und wie im Fluge zu umreißen. Seitdem ist sein Tempo wieder ruhiger geworden und hat in „Oberlin“ etwa die kristallendste und wohlthuendste Formung gefunden. Es ist darin trotz tiefer seelischer Konflikte eine gleichmäßige fast antikische Luft, eine ruhige, gespeicherte Kraft und Überlegenheit des Gestaltens. Der Leser fühlt sich sicher und geborgen, der ebenmäßige Strom der Darstellung trägt ihn ruhig dahin. Wortmusik umstreichelt ihn, am Abend lädt ihn eine freundliche Hütte zum Verweilen. Man fühlt sich eingetaucht in eine seelische Landschaft von stiller Ausgeglichenheit und fast spielerischer Schwermut. Dabei ist der Gang der Handlung von zwingender Logik. An Kunst der Darstellung, an Kraft der seelischen Gestaltung wie an sprachlicher Meisterschaft kommt ihm heute niemand, selbst der ihm von weitem verwandte Thomas Mann nicht, gleich.

Neuerdings schrieb Jakob Wassermann einen offenherzigen und tiefgründigen Beitrag zur Judenfrage, der ihn seiner nicht kleinen Gemeinde auch menschlich bedeutend näher bringen wird: „Mein Weg als Deutscher und Jude“. In diesem leider (aber nur weil's aus seiner Feder stammt!) viel zu kurzem Büchlein kommt uns der erbitterte und fast fanatische

Wahrheitsringer, mit der Zwitterhaftigkeit seiner deutschen Wesensanlage und jüdischen Rassezugehörigkeit beladen, ungeheuer nahe. Sein Buch fesselt wie ein Roman und ist durchziffert von einer ganz dumpfen Verzweiflung darüber, seinen deutschen Volksgenossen im letzten Grunde doch immer nur der Jude zu bedeuten.

Erwin Meurer: Der Untergang der Bühne

Es besteht kein Zweifel mehr, daß die Bühne in dieser Form dem Untergang geweiht ist. Wirtschaftlich erdrosselt oder in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Leuten geraten, die künstlerisch das mindeste Verhältnis zu ihr haben, kulturell ermüdet, ohne belebende Säfte aus zeitgenössischem Strombett, siecht sie dahin. Entweder sie macht die feigsten und fingerdicksten Zugeständnisse an einen kunstfremden Theaterpöbel oder sie weicht sich zweifelhaften Experimenten einer gärenden Zeitletatur. Sie ist entweder bevölkert vom Bildungsmob oder spärlich besucht von exzentrischen Kreisen. Sie ist reinste Zivilisation, darüber sei keine Täuschung. Sie verdient in dieser Hinsicht, vom Kino abgelöst zu werden. Sie hat keine Verbindung mehr zum Volkstum. Sie ist den Kräften und Grundlagen, die sie tragen könnten, unfreu geworden.

Man hofft heute viel von Laienspielen und Volksbühnen. Ob dieser Optimismus berechtigt ist, möge abgewartet werden. Jedenfalls besteht heute in breiten Kreisen ein starker Widerwille gegen den ganz selbsterherrlich und ichsüchtig gewordenen Kunstvortrag eines Berufsschauspielers. Die persönliche Eitelkeit, berechtigt bis zu einem gewissen Grade, die sich bei starken Talenten findet, verbunden mit einer unvolkstümlichen Vortragsweise für genießerische Feinschmecker, schreckt den natürlichen Menschen ab. Hier klafft ein ungeheurer Riß zwischen dem Urteil eines an Tempo und Verstiegenheit gewöhnten Großstädtlers und dem eines unverbildeten und vielleicht reichlich zurückhaltenden Provinziellen. Man möge nicht damit kommen, daß die Provinz künstlerisch ausscheide. Demgegenüber steht die Tatsache, daß in mittleren und Provinzbühnen heute das bessere Theater gemacht wird als in der Reichshauptstadt. Woran krankt die große Bühne und wie kann sie gesunden?

Sie muß sich mit wenigen Ausnahmen mehr an Gewonnenes denn an Experimente mit Fragwürdigem und allzu Zeitgenössischem halten. Vor lauter Behüten aufkeimender Talente vergißt sie die große Linie, die Goethe über Büchner und Kleist mit Unruh und Hauptmann

verbindet. Dämmert erst einmal die Erkenntnis, daß weniger mehr wäre, das heißt also, Konzentrierteres und Einheitlicheres, dann ist viel gewonnen. Dann wird auch von selbst eine zweifelhafte Problematik, eine angebliche dämonische Aufgewühltheit, die mutmaßlich nur Hirnakrobatik sind, verschwinden. Auch beim Schauspieler, denn Autor und Schauspieler sind übersteigert. Sie halten menschlich nicht, was sie künstlerisch darstellen möchten. Und verschwinden wird eine Erotik, die Sinnlichkeit auf die Spitze getrieben hat. Seit Strindberg und Wedekind schwört alles auf Erotik; das ist widerwärtigste Entartung.

Und wir müssen zurück zum zeugungskräftigen Urwort, zur Geste, die nicht bloß schöne Geste ist, sondern innerste Seelenangelegenheit und zur durchbluteten Handlung. Bietet euch Sternheim dies nicht, kehrt reuig zurück zu Goethe, und bringt ihn, als spieltet ihr Unruh oder Hauptmann. Die Bühne wird hören oder untergehen. Sie steht am Scheideweg.

Zum Thema Goethe

Goethe. — Nietzsche — Spengler

Den Wenigsten ist heute die Linie bewußt, die folgerichtig diese drei geistigen Einheiten, Goethe, Nietzsche, Spengler verbindet. Geistige Einheiten oder Kulturknotenpunkte. Punkte auf einer sich abwärts neigenden Kurve.

Faust II. Teil. Das ist das großartige abendländische Testament, das Vermächtnis des mit Sehergabe ausgestatteten greisen Goethe an der Schwelle der Kultur. Gerade heute strotzt dies vielverkannte klüfterreiche Werk von Aktualität; vorgezeichnet ist Weg und Ende abendländisch-faustischer Menschheit und sein Endstadium, der Sozialismus. Vorgezeichnet sind Entsagung und Verzicht auf Titanenhaftes; der Urplan Fausts, sein riesenhaftes Wollen schrumpft schließlich zu dem etwas kleinlaut anmutenden Projekt, einen Sumpf trocken zu legen und zu dem Wunsch, auf freiem Grund ein freies Volk wohnen zu sehen.

Nietzsche: Das ist noch einmal das schmerzvolle Aufbegehren einer todwunden Kultur gegen ihr heraufdämmerndes Schicksal. Mit ihm ist die Schwelle der Zivilisation überschritten. Seine Schöpfung des Übermenschen ist mehr literarischer, denn realer Bedeutung. Es ist ein Wunsch, der nie Umriß werden kann, im Gegenteil, der abendländische Mensch, das Menschentum, vielleicht nicht die äußere Auswirkung wird von ihm an kleiner und kleiner und siecht hoffnungslos dahin.

Spengler: Das ist die Überwindung aller unwirklichen Schwärmerei und die Rückkehr zur Realität ohne Gefühlsduselei und sonderliche

Skepsis. Jede Beimischung von Umdüsterung ist verschwunden. Die Welt, die abendländische Idee wird wieder licht, wenn auch ihre Entwicklung unerbittlich vorgezeichnet ist. Das Bewundernswerte an dieser Erscheinung ist die preußisch-kristallklare Prägung seiner Gedanken, die ehern-harte Folgerichtigkeit ihrer Abläufe, wenn auch über Irrtümer und Fehlschlüsse hinweg. Eine Übersteigung dieses Typs ist undenkbar. Es ist das Begreifen und Ausgesöhntwerden mit dem Schicksal, mag es auch noch so hoffnungslos ausmünden. Seine Zeit lieben ist alles. Jedes Stadium hat seine Berechtigung.

In diesem Zusammenhange gesehen, wachsen tatsächlich die großen abendländischen Erscheinungen Goethe, Nietzsche, Spengler, zu einer geistigen Einheit von eherner Konsequenz zusammen und es wäre Hinterwäldlerfum und bemitleidenswerter Provinzialismus, anzunehmen, in unserer Zeitränge der Goethesche Menschenschlag mit dem Spenglerianer oder dem Nietzscheanhänger. Es ist keine Lücke in diesem Schicksalsring; wie dem Baume die Jahresringe, wächst der Kultur der jeweilige Deuter ihrer Situation und ihres weiteren Ablaufs zu, in der Gestalt eines scherischen Menschen. Nur die Tragik und problematische Zerrissenheit ist bei Nietzsche stärker denn bei Goethe, weil bei Nietzsche der unmittelbare Riß sich auftut, der Schlund, in dem die Kultur versinkt und den er vergeblich mit einer Gedankenschöpfung wie dem Übermenschen, zu stopfen trachtet. Bei Spengler hat sich das allzu Verworrene schon wieder geglättet, er wirkt goethisch in der sicheren Führung seiner Umrissse.

Richard Drews: Das deutsche Anflitz

Beiträge zu einer Kritik des deutschen Menschen

I.

Hölderlin oder die Wiedergeburt der Antike aus deutschem Geist

I.

Wir dürfen uns mancher tiefen und unvergeßlichen Partien, mancher herrlichen und unüberbotenen Klangs Schönheiten rühmen, aber einer Sonate mit so zugleich tragischem wie überwältigendem Ausklang, wie der, die unsere Lippen in Hölderlin zu verehren sich gewöhnt haben, war die deutsche Orgel, nun schon fast Menschheitsorgel, nur einmal mächtig. Ich sage mit Bedacht Lippen, denn in unserm Herzen sind diesem Heidnisch-Frommen, diesem zwischen hellenischer Sinnfreudigkeit und grüblerischem Germanentum seltsam Hin- und Herworfenen noch immer keine Altäre errichtet. Und nur Wenige fassen,

daß er der erste und verfrühte Versuch war, den goetheschen Deutschen zu überwinden, dessen breite Verästelung und Menschheitsbeschattung doch zugleich den schweren Nachteil des Erschlaffens und Untätigen birgt. Darin soll kein Vorwurf gegen den wie einen Kristall gewachsenen Goethe ruhen, der noch auf lange Zeit schlechthin erschöpfender, schlechthin symbolhafter Typus des abendländischen Menschen bleiben wird. Nur leise angedeutet sein, daß noch andere Edeladern deutschen Erzes angeschlagen werden können, daß breitere Stollen in die Menschheit getrieben werden können. Und das selbst Goethe erst zaghafte und umrißartige Zeichnung deutscher Möglichkeiten ist, daß hinter ihm der Schatten der Idee womöglich durch seine Erscheinung noch gewachsen ist. Goethe ist vielmehr eine Verpflichtung, denn eine Vollendung, vielmehr Stufe denn Abschluß, vielmehr Aufforderung denn Nachlassen. Wohl dem Volk, daß solche Zeichen und Meteore an seinem Himmel richtig zu deuten weiß.

Hölderlin ist ein weiterer Versuch, der auf diesem gramvollen und götterseligem Wege liegt. Schönstes Fragment eines Lebens, unter fast bürgerlichen Umständen begonnen, in immer südlichere und erdfernere Strömung einlenkend, und schließlich, ein qualvolles Gestirn, von Wahnsinn betaut, verendend. Das äußere Leben dieses Menschen, hat, von seinen Wahnsinnsjahren abgesehen, im Grunde nichts Aufregendes und Ungewöhnliches außer der Gesetzmäßigkeit, die bei großen Menschen immer Mitgift und dunkle Erbschaft ihres Blutes ist. Und dennoch wirkt jede Handlung, jede Geste, jedes Wort von ihm fast antikisch schön, fast hellenisch heiter, fast dionysisch froh. Und hat doch eine Beimischung von nordischer Herbheit, von herberer Sucherschaft, die zuerst abstößt, und dann seinen Reichtum ausmacht.

In einer rätselhaften Stunde, unter einem schwerblütigen und entgötterten Germanenhimmel, wird dieses Kind aus einem Mutterschoß geholt, eine verfrühte und darum unglückliche Frucht, befrachtet mit dem Erbgut vieler Jahrhunderte mit einer Vorahnung tragischer Sendung mit einer zarten Umwitterung von Dämonie, doch nicht soviel, daß sie das Griechische dieses germanischen Hellenen abtöten könnte. In ihm fand die Sehnsucht des nordischen Blondlings zum besonnenen Süden, die geisterhafte Beschwörung verwelkter Tempelschönheit, der zerstörerische Trieb zu besonnenen Buchten und weißen Segeln, zu dunklen Zypressen und der Schwermut langsam vertropfender Abende, zur Kelchaufgeschlossenheit trunkener Sommernächte, zu dem schönen Ebenmaß eines durchgebildeten Volkes, das nie Geschichte ward, sondern immer Einfalt blieb, seinen ersten plastischen Ausdruck.

Was zehn kriegerische und arme Jahrhunderte an Musik zurückgedrängt hatten, was sie als fremden Blutstropfen in ihren Adern fühlten, den sie vergebens auszustoßen sich mühten, hier endlich, in diesem verstoßenen und wieder zu sich genommenen Göttersohn schuf es sich Gestalt und Abbild.

So aufgefaßt, wird der Fall Hölderlin, wird das, was bei dem Klange dieses Namens aus Urtiefen aufgerufen wird, zu einem ungleich größeren, heftigeren Symbol denn Goethe. Auf engerer Front; immer zugegeben, nicht so organisch; gern eingeräumt; nicht so breit ausladend, immer zugestanden. Aber zu einem einmaligeren, wehmütig stimmenden, vielleicht noch höher verpflichtenden. Immer noch ragen in unsere Eiszeit hinein, einige Reste der Vorzeit, Mythos geworden nach langem Leben, immer noch haben sich bis in unsere langsam geistig erstarrte Zeit des scharfen Verstandes und kühlen Intellekts einige schwelende Reste einst glühender Stöße gerettet. Aber der Hölderlin-Deutsche ist tot und seltsam starr das deutsche Antlitz, fast maskenhaft leer, und ausdruckslos. Wir haben die glühenden Propheten des Schönen verbrannt, verkannt die Apostel der Daseinsfreudigkeit, die wir für eifernde Asketen nahmen. Kaum noch gelingt unserer Zeit ein Wurf ins Große, ein Gesicht von Ewigkeitsschnitt, ein Wort von tiefer Hintergründigkeit. Wir sind nicht mehr kosmisch verankert, sondern aktuell interessiert; nicht mehr nach Innenhorchende, sondern nach Außenblickende. Das macht unsere Armut, unsere Kleinheit, unsere Haltlosigkeit, Verwehtheit und Bitternis aus.

Nietzsche: Aus Menschliches, Allzumenschliches

„Der langsame Pfeil der Schönheit: Die edelste Art der Schönheit ist die, welche nicht auf einmal hinreißt, welche nicht stürmische und berauschende Angriffe macht (eine solche erweckt leicht Ekel), sondern jene langsam einsickernde, welche man fast unbemerkt mit sich fortträgt und die einem im Traum einmal wieder begegnet, endlich aber, nachdem sie lange mit Bescheidenheit an unserem Herzen gelegen, von uns ganz Besitz nimmt, unser Auge mit Tränen, unser Herz mit Sehnsucht füllt. — Wonach sehnen wir uns beim Anblick der Schönheit? Danach, schön zu sein, wir wännen, es müsse viel Glück damit verbunden sein. — Aber das ist ein Irrtum.



ENTSCHEIDENDE BÜCHER

(Es kommt mir in diesen Spalten weniger auf die Neuigkeit der besprochenen Bücher als vielmehr auf die Wucht ihrer Offenbarung an. Daher finden sich hier häufig Hinweise auf vor längerer Zeit Veröffentlichtes. Es scheint mir wichtiger, das Bleibende und in die Zukunft Weisende, denn das Modische hervorzuheben. R. Dr.)

A. E. BRINCKMANN: Plastik u. Raum. Verlag Piper, München.

Wir sind es gewohnt, daß der geistvolle Herausgeber des Handbuches der Kunstwissenschaft, Prof. Brinckmann, Köln, uns immer wieder durch das Neue seiner Auffassung, wie seiner Darstellung, überrascht. In seiner Vielseitigkeit an die Männer der Renaissance erinnernd, verbindet dieser Kunsthistoriker mit einer allseitigen Beherrschung des Stoffes einen überaus klar und scharf beobachtenden Sinn, dem man eine lange Schulung durch Goethe, diesen Menschen unermüdlichen Sehens und Schauens, sehr wohl anmerkt. Dazu ist Brinckmann selbst schaffender Künstler und besitzt als solcher in hohem Grade die seltene Fähigkeit, Seheindrücke in der Baukunst zu einer Gesamtheit zusammenzuschauen, die Raumsymphonie eines Baues nachzuerleben, während wir anderen mühsam Stück um Stück uns zusammensetzen müssen, um dann höchstens doch nur Teile in der Hand zu halten, denen das geistige Band fehlt. J. Kepler spricht einmal in seinen „Zusammenklängen der Welten“ vom jenem „harmonischen Vermögen der Seele“: „Alle Urgedanken und harmonischen Urbeziehungen liegen von Anbeginn an bei jenen, die begabt sind, sie aufzufassen“. Eine solche Natur ist die Brinckmanns, daher begreifen wir, daß ihm die ewige Harmonie der Kunst der Renaissance im Tiefsten verwandt ist. In solchem Geist ist dieses Buch geschrieben, der Verfasser untersucht die Wandlungen der zwei Grundformen Plastik und Raum in ihrer wechselseitigen Beziehung zu einander von der Gotik bis zur Gegenwart. Nur einiges greifen wir heraus: Die ganz neue Deutung der Gemälde Raffaels im Vatikan, die ihrer in Tiefenrichtung die Fortsetzung der Raumachse bilden. — In den Aufrissen der Renaissance- und Barock-Raumgruppen ist Brinckmann das Urbild, die Urform jener Raumformen seltsam klar geworden. Mit ganz besonderer Freude aber haben wir seine Hochschätzung deutschen Rokoko gelesen. Wer diese Bauten mit eigenen Augen gesehen hat, wußte schon längst, daß deutsche Baukunst in ihnen eine höchste Blüte erlebte, eine Blüte zugleich, die ganz aus deutschem Boden ihre Kräfte zog. So unterschreiben wir das Wort Brinckmanns gern: „Im deutschen Rokoko hat sich die Entwicklung der europäisch christlichen Kunst

vollendet, beendet“! — Der Schlußabschnitt zeichnet die allerjüngste Entwicklung und gibt einen Ausblick in die Zukunft. Nur in einem müssen wir widersprechen. Wenn nach Brindmann, Cesanne „über Hodler und Marées hinaus die Grundlage einer neuen Monomentalmalerei geschaffen“ hat, so will uns vielmehr Cesanne als Begründer, Hodler als Vollender jener Malerei erscheinen. Alfred Heuer.

ZIEGLER: Gestaltwandel der Götter. Dies Buch hat den Mut zur epischen Langatmigkeit und wirkt doch kurzweilig. Der Stil bald lianenhaft wuchernd, bald ehern gemeißelt, ist nicht der geringste Reiz dieses einzigen Werkes. Alles Schreiben über seinen Inhalt kommt einem vor wie Entweihung. Es ist breit und ausladend wie eine germanische Eiche, es ist mystisch-verschlossen wie ein nordischer Blondling, es ist voll einer wiegenden Anmut im Gang wie ein Spanier, es ist hart und dickschädelig wie ein Slave und es ist voll südlicher Musik, wie der Himmel über Capua. Der Radius reicht von Homer über Luther bis Nietzsche. Lest es selber. R. Dr.

DEHMEL: Briefe, 2 Bände. Bedeuten schon Briefe eines Menschen Allerpersönlichstes, so werden diese Briefe an Herausstellen des Menschen, an faustischem Entdeckerdrang und rücksichtslosem Blosslegen des Seelischen nur von denen Liliencrons und den Tagebüchern Hebbels erreicht. Lest diese Briefe an seine Frau, seine Kinder, seine Freunde, seine Zeitgenossen, Gleichstehende und Andersgerichtete, lest diese bald philosophisch-mystischen, bald lyrisch-überquellender Bruchstücke einer großen Seele und ihr werdet erst recht erkennen, wer in dem Verblichenen dahinging. Dabei sind diese Briefe bei aller persönlichen Überschwenglichkeit nie selbstverliebt, eher kritisch gegen die eigene Kunst. Vielleicht sind sie das Schönste in Dehmels ganzem Schaffen. Wann werden wir zu solcher Freiheit des Standpunktes kommen? R. Dr.

ALBRECHT SCHAEFFER: Elli. Vielleicht das Buch, das von Zeitenössischen mich am stärksten ergriffen hat. Noch tagelang nach gebanntem Lesen, ging ich wie im Helldunkel durch eine Seelenlandschaft, deren Anschauen mein Herz in eine starke und währende Spannung versetzte. Welche Verdichtung und Wucht der Erlebnisse, welcher Stil, welche Bilder und Gleichnisse! In dieser Stärke hätte ich sie nie bei Lebenden vermutet, nie geahnt, unter uns könnte ein Dichter von solchen Ausmaßen wohnen wie Schaeffer. Und doch ist er vorhanden. Seine Prosa blüht um ihn her wie vollaftiges Fleisch, schlottert nicht um ihn wie ein zu weites Gewand bei vielen Auchschreibenden. Um dieses einen Buches willen verzeihe ich meiner

Zeit hundert zu viel geschriebene Bücher. Endlich erhielt Schreiben wieder Berechtigung, blieb nicht länger nur Sünde gegen Zellstoff und Druckerschwärze.

DER KAKTEENZÜCHTER

Liebhaber merkwürdiger Dinge, Menschen und Ereignisse
Sammler literarischer Köstlichkeiten und wertvollen Witzes,

OTTO JULIUS STILPE: Der Kuckuck im Bierbaum.

OTTO HEITER: Appelschnut, der falsche Prophet. — Semper, der Embryo. — Otto Ernst als Erzieher.

ALEXANDER: Die Kehrseite von Moszkowski.

WALDEMAR: Vagabundenwege. Aus dem Notizbuch der Biene Maja.
— Himmelfahrt zum Indienvolk.

ARTHUR: Lebensfluten, Tatensturm und Brausewetter.

HEDWIG COURTHS-MAHLER: lasse ich nicht. — Unser Weg
ging horizontal. — Lieb mich frei.

ALRAUNE: Die Geschichte einer lebenden Verwesung. — Der
besessene Ewers. — Der grauenhafte Hanns Heinz.

TAGORE: Der König in der Dunkelkammer.

ENGEL: Der Reiter auf dem Regenschirm. (Welt-Attraktion!)

WALTER BLOEM: Volk wider dasselbe.

Verlag „Die Morgenröte“: Albert Modrow, Elmshorn. Für die Schriftleitung verantwortlich: Richard Drews,
Bad Nauheim. Für den Inseratenteil verantwortlich: Richard Modrow, Elmshorn.

Für die Schriftleitung oder den Verlag bestimmte Sendungen bitten wir stets an den Verlag selbst
und nicht an einen der vorgenannten Herren zu richten.

Druck: Albert Modrow, Elmshorn

Über
25000 Violinen
an Lehrer
und für Schulzwecke geliefert.

①

Meine Firma wurde empfohlen von 16
deutschen Ministerien und Regierungen.

①

Beste haltbare Saiten.

①

Ankauf alter Violinen.

①

Reparaturwerkstatt.

①

Verlangen Sie Preisliste!
Franz Hell, Elmshorn

Anzeigenpreise auf Anfrage.

Tafelberg auf
Max Krause Briefpapier.



Wir bitten Sie als Leser
der „Morgenröte“ höflichst, uns
in der Verbreitung der Zeit-
schrift zu unterstützen, indem
Sie dieselbe in Ihren Kreisen
empfehlen.

VERLAG
„DIE MORGENRÖTE“

Albert Modrow, Elmshorn

Postscheckkonto: Hamburg 11 Nr. 34557

